

Beilage zum „Danziger Courier“.

Der letzte Botengang.

Novelle von L. v. d. Aue. [11]

Der Tag begann sich zu neigen, als die alte Botenliese von Hohenlind ihren Heimweg antrat. So mancherlei Geschäfte hatte sie in der Stadt zu besorgen gehabt und alles aufs beste geordnet, nun schritt sie zum alten epheuumrankten Stadttjor hinaus, der breiten, staubigen Landstraße zu. Ein schwerer Korb belastete ihren vom Alter und harten Bürden gebeugten Rücken; einen zweiten, gut beladenen, trug sie am linken Arm, indes sie sich mit dem rechten fest auf einen starken Stock stützte, um beim gehen rascher vorwärts zu kommen.

Es war ein von Wind und Wetter gehärtetes und verwittertes Gesicht, welches aus der alten, bei Sonnenschein und Windeskälte getragenen Haube hervorschaute, aber ein Paar liebe, gute Augen verschönten dasselbe und blickten ohne jeden Ausdruck von Verbitterung gar freundlich in die Welt. Und doch hatte die alte Botenliese von Hohenlind ein gar trübes, sorgenvolles Leben hinter sich. Ihren Mann und fünf Kinder hatte sie nach und nach in das Grab sinken sehen und sich doch immer wieder an den tröstenden Worten der Heiligen Schrift aufgerichtet: „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen. Sein Name sei gepriesen allezeit!“

Als nach jahrelangem Siechtum auch ihr letztes Kind von ihr gegangen, war es ganz ruhig und still in ihrem alten Herzen geworden. Ein kleines Häuschen mit niederem Schindeldach, welches etwas abseits des schmucken Dorfes Hohenlind lag und ihr durch eine Erbschaft ganz unverhofft zugefallen war, diente ihr als Wohnstätte. Ein Stück Ackerland, einige Hühner und Ziegen, dazu eine äußerst dürftige Einrichtung machten ihren ganzen Reichtum aus und von dem Ertrag der Botengänge bestritt sie ihre persönlichen Bedürfnisse und legte einen Notgroschen sich zurück.

Trotz der eignen Armut hatte die hochbetagte Frau noch warmes Mitgefühl für fremdes Elend. Als vor Jahresfrist der langjährige Schloßgärtner plötzlich einem Schlaganfall erlegen, war sie die einzige gewesen, welche der schwerkranken Witwe und deren Tochter Lenchen ein Unterkommen angeboten hatte.

Die Schloßherrin, Frau Baronin von Hohenlind, lebte, seitdem ihr Gatte den ruhmvollen Heldentod auf dem Schlachtfeld



Paula Carlsen.

bei Wörth gefunden, zumeist in der südlichen Schweiz, da Hohenlind sie allzu schmerzlich an den herben Verlust erinnerte, den sie erlitten. Der derzeitige Gutsinspektor aber, ein äußerst hartherziger, roher Mann, dessen einziger Sohn eine innige Zuneigung zu der blühend hübschen Gärtnerstochter hegte, hatte nichts eiligeres zu thun gehabt, als die arme Witwe mit ihrer Tochter aus dem Schloß zu jagen. Verlassen von Gott und der Welt, nur mit geringen Geldmitteln versehen, hätte die sieche Frau ein Unterkommen im Gemeindehause suchen müssen, wenn nicht die alte Botenliese über die Verwaisten sich erbarmt und ihnen ein Obdach in ihrem eignen, armseligen Häuschen eingeräumt, während sie selbst mit dem kleinsten Stübchen sich begnügte.

Nun lebten sie in Eintracht und in Frieden beisammen, obwohl die arme Gärtnerswitwe langsam dem verlöschen ihres Lebens entgegensah und das Krankenlager kaum auf Minuten verließ.

Lenchen war unermüdlich vom frühen Morgen bis am späten Abend thätig. Sie besorgte den geringen Feldbau, hielt den kleinen Haushalt in größter Ordnung, fütterte Ziegen und Hühner, pflegte die Mutter und übernahm bei schlechter Witterung die Botengänge für die alte Liese. Bis in die späte Nacht hinein saß sie am Spinnrocken und ließ das Rädchen schnurren, und weit und breit lobten die Bäuerinnen das feine Gespinnst der hübschen Gärtnerstochter. Dennoch, und obgleich sie alle freundlichen Beziehungen zu dem Inspektorssohn abgebrochen, sah sie sich noch immer den Verfolgungen seiten seines Vaters ausgesetzt, der sie am liebsten auch aus diesem Asyl vertrieben hätte.

Gutsinspektor Heinel und Förster Egloff machten gemeinsame Sache, um sich die eigenen Säckel zu füllen. Die Ortsarmen, die früher von der gütigen Gutsherrschaft reichliche Unterstützung gefunden, wurden mit rauhen, unbarmherzigen Scheltworten davon gejagt, und die armen Holzleser selbst bei grimmiger Winterszeit unnachsichtlich der Polizei überwiesen. Frau v. Hohenlind glaubte sich wohl bedient und hatte von den Vorgängen auf ihren Gütern keine Ahnung, umsomehr, als ihr der Gutsinspektor alljährlich eine bedeutende Summe für Gemeindelasten, Armenunterstützungen und wirtschaftliche Verbesserungen in Anrechnung brachte.

Nun war die Herrin zum größten Verdruß der Dienerschaft heimgekehrt. Desto herzlicher aber freuten sich die Bauern und die Ortsarmen über die Rückkehr. Auch die alte Botenliese durfte wie ehedem ungescheut wieder im Schloß aus- und eingehen, um

die Aufträge der Schloßherrin in der Stadt auszuführen.

Frau von Hohenlind zeigte sich gütig und teilnahmsvoll wie früher und ohne die finsteren, mißgünstigen Augen des Gutsinspektors zu beachten, kam und ging die alte Frau. Nie im Leben hatte sie sich etwas niedriges zu schulden kommen lassen und konnte deshalb jedem Menschen frei ins Antlitz blicken und trotz der Gehässigkeit und Verdächtigungen des Gutsinspektors schenkte die Baronin der alten, treubewährten Frau wiederum ihr ganzes Vertrauen und hatte ihr erst vor wenigen Tagen einen wertvollen Schmuck, der einer Ausbesserung bedurfte, zur Besorgung an den Goldschmied der nächsten Stadt mitgegeben. Heute hatte die Botenliese den Schmuck abgeholt und führte ihn bei sich.

Am Wegstein, der die Grenze bezeichnete, blieb sie tiefatmend stehen und machte kurze Rast.

Es war ihr plötzlich so ängstlich zu Mut wie noch nie in ihrem Leben. Nochmals überzählte sie all die großen und kleinen Pakete ihres Armkorbes und schob das Schmuckkästchen vorsichtig noch weiter unter die Pakete zurück.

Die Sonne sank tiefer, noch immer kämpfte das Licht mit der Dämmerung, doch allmählich verblaßten die rosigen Streifen am Horizont und die Abendschatten breiteten sich über das Thal. Die alte Botin, die jahraus, jahrein, bei Sturm und Wetter und Sonnenschein denselben Weg ging und niemals Furchtgefühl gekannt, fürchtete sich heute zum erstenmal und bereute es, die Last nicht auf Lenchens junge Kraft übertragen zu haben. Nicht für sich und das eigene alte Leben bangte die alte Frau, sondern für das wertvolle Gut, das man ihrer Ehrlichkeit anvertraut hatte.

Im leisen Selbstgespräch murmelte sie vor sich hin: „Liese,“ hat die Frau Baronin gesagt, „Liese, nimm den Schmuck wohl in acht, hab' ein sorgsam' Aug darauf. Es ist mein Hochzeitsschmuck, das erste Brautgeschenk meines teuren Gatten und mein liebstes Kleinod. Liese,“ hat die Frau Baronin gesagt, „ich baue auf Deine Zuverlässigkeit!“

„Die Frau Baronin soll sich in der alten Liese nicht getäuscht haben, wollte Gott, ich wäre nur erst wieder daheim. Dieser Tag ist der schwerste meines Lebens,“ seufzte sie aus beängstigtem Herzen heraus.

Noch tiefer brach die Dunkelheit herein und die Angst der alten Frau verstärkte sich mehr und mehr, denn ihr Weg führte durch einen stundenlangen, undurchdringlichen Wald. Da zog der Mond mit seinem leuchtenden Gefolge herauf. Die Strahlen flammten und zitterten verheißungsvoll vom dunkelnden Firmament hernieder und die alte Frau betete leise inbrünstig. „Herr, mein Gott, hilf mir auch diesmal meine Pflicht erfüllen, nimm die schwere Verantwortung von mir. Gieb mir Dein Geleit, Allgütiger, lasse mich nicht in Schanden bestehen.“ Neugestärkt durch das Gebet schritt sie nun rüstig fürbaß. — — — + — — — —

Unweit des Dorfes Hohenlind, von Strauchwerk und niedrigen Bäumen halb versteckt, lag das Häuschen der alten Botenliese. Der Bach floß munter und geschwätzig vorbei und auf einigen dürftigen Beeten blühten Nelken und Resedas.

Lenchen saß, mit einer Näharbeit beschäftigt, vor dem ärmlichen, jedoch sehr reinlich gehaltenen Lager der Mutter, die heute einen sehr schlimmen Tag hatte und erst gegen Abend in einen leichten Schlummer verfiel. Das junge Mädchen starrte regungslos in die vergehenden Gluten des Abendrotes, das am Himmel verglomm und den kleinen Raum mit rosigem Glanz erfüllte. Das Herz that ihr zum Zerspringen weh. Ihre junge Kraft sehnte sich nach einer Beschäftigung. Sie wünschte sich nützlich zu machen in der Welt, denn sie hatte eine gute Erziehung genossen, doch ihre Kindesliebe gebot ihr, in treuer Pflichterfüllung auszuharren. Ein Blick in das stille, bleiche Duldergesicht, das so schmal und durchsichtig zwischen den weißen Kissen lag, sagte ihr auch genug, sagte ihr, daß nach menschlichen Erwägungen jenes teure Leben nur noch nach Stunden zählen könne und sie bald, ach nur allzubald ganz allein in der Welt stehen und den Kampf mit dem Leben aufnehmen müsse. Die Thränen des jungen Mädchens flossen. Ihre Kindheit war eine traurige gewesen und auch die Jugend hatte ihr bisher nur wenige frohe Tage gebracht. Nie hatte sie die Mutter anders, als krank und bettlägerig gekannt. Alle Sorgen, alle Lasten des Haushalts hatte man auf ihre jungen Schultern überbürdet, dazu war sie ohne Unterlaß im Garten und Feld thätig gewesen. Arbeit und wieder Arbeit hieß das Losungswort, das sie von allen Freuden der Jugend abschloß. Die Liebe zu ihrem Jugendgespielen, Heinz, war der einzige Sonnenblick, der in ihr verdunkeltes Leben fiel und auch dieser Sonnenblick war durch die Härte seines Vaters gar bald getrübt worden. Der Gutsinspektor hatte seinem Sohn den Umgang mit der armen Gärtnertochter aufs strengste untersagt und als Heinz, trotz des väterlichen Machtwortes, immer wieder Lenchens Nähe gesucht, hatte sein Vater ihn auf eine weit von der Heimat entfernte forstwirtschaftliche Schule gethan. Weder Zeit noch Entfernung hatten eine Aenderung seiner Gefühle bewirkt und das Bild der Jugendgespielin aus seinem Herzen zu verdrängen gewußt. Als sich beide nach Jahren zum erstenmal wieder gegenüberstanden, da wurde ihnen die Zusammengehörigkeit erst recht klar, da wußten sie, daß sie einander alles seien. Heinz warb ehrlich und offen um sein Lenchen und da dem Gärtner das Glück seines einzigen Kindes am Herzen lag, gab er, von der Aufrichtigkeit des jungen Mannes gerührt, seine Zustimmung zu dem Herzensbund des jungen Paares. Der heftige Widerstand des Gutsinspenktors vernichtete das junge aufkeimende Glück, und als nach einem scharfen Wortwechsel beider Väter der Gärtner urplötzlich einem Herzschlag erlag, hatte Heinel die kranke Witwe und deren Tochter Knall und Fall aus der Gärtnerwohnung gejagt und einen neuen Gärtner eingestellt. Damit glaubte er die Geschichte für alle Zeiten abgethan. Nicht so aber dachte sein Sohn. Heinz bestand darauf, seinem Lenchen die zugelobte Treue zu halten und betrachtete sie, trotz des Widerspruchs seines hartherzigen Vaters, noch immer als seine Braut. Erst als das junge Mädchen, der Verfolgungen und Quälereien müde, ihm freiwillig sein Wort zurückgab und fest versicherte, niemals gegen den Willen seines Vaters sein Weib zu werden, zog er sich grollend von ihr zurück und trat als Jagdgehilfe in die Dienste des Gutsförsters ein.

In dunklen Schattenbildern zog die jüngst verflossene Vergangenheit vor ihrer verstörten Seele vorüber, ach, und wie dunkel mußte erst die Zukunft werden, die Zukunft — ohne eine liebende Mutter. Das junge Mädchen lehnte den dunklen, flechtengekrönten Kopf an die harte Bettkante und schluchzte leise im heißen Wehgefühl der nahenden Abschiedsstunde. Die Kranke regte sich und hob sich langsam von den Kissen empor. Ihre Augen winkten Lenchen näher heran.

„Weine nicht, Kind, es wird alles, alles gut werden,“ flüsterte sie mit matter, verlöschender Stimme. „Ich habe so schön geträumt und im Traum Dein junges Glück gesehen. Du bist so gut und brav und Muttersegen bauet den Kindern Häuser. Hab' Dank für alles und nimm Dich der — der alten Liese an. Mir wird so wohl, so wohl, wie seit langem nicht.“ Die Lippen bewegten sich zu einem letzten Vaterunser. „In Ewigkeit, Amen,“ verhauchte es durch den kleinen Raum. Lenchen zog den Kopf der sterbenden Mutter näher an sich heran und bettete ihn an ihre Brust. Lange saß sie so, auch dann noch, als das Leben der Hülle längst entflohen war und sie nur eine Tote in den Armen hielt. — Mit einem Kuß schloß sie die Lider über den gebrochenen Augen, legte die stille Gestalt in die Kissen zurück und faltete deren erkaltende Hände.

Von dem nahen Dorfkirchlein, dessen rotes Ziegeldach hell aus dem grünen Blättergewirr der Kirchhofslinden herüberleuchtete, kündete die Uhr die achte Abendstunde. Das junge Mädchen schauerte zusammen. Das ganze trostlose Gefühl des Verlassenseins überkam sie mit Macht und wo blieb ihre Wohlthäterin, die alte Liese, so lange, sie war doch sonst immer um diese Zeit von ihren Botengängen heimgekehrt? Beunruhigt trat das junge Mädchen aus dem Hause heraus, um nach der alten Frau auszuspähen. Als sich weit und breit nichts regte, schloß sie die Thür ab und schlug die Richtung nach dem Schloß ein, wo sie die Botenfrau zu finden hoffte. Zu dem Schmerz über das Hinscheiden der Mutter gesellte sich nun auch noch die Sorge um die Liese. Auch auf dem Schloß war sie noch nicht eingetroffen und eines der Dienstmädchen gab Lenchen den Bescheid, daß Frau Baronin von Hohenlind sehr ungehalten über deren langes Ausbleiben sei. Beflügelten Schrittes eilte Lenchen nun dem Walde zu.

— — — — — — — — —

Indessen hatte auch die alte Liese tausend Aengste ausgestanden. Der heutige war der schwerste Botengang ihres Lebens. Mit Zittern und Zagen hatte sie den düstern Wald betreten und bei jedem Geräusch war sie erschreckt zusammengefahren; selbst wenn ein vorwitziges Eichhörnchen oder ein schlaftrunkener Hase im Laub raschelten, glaubte sie von Räubern sich bedroht. Ein altes Sprichwort sagt: „Die Nacht ist keines Menschen Freund“ und wirklich, heute sollte die alte Frau diese schlimme Erfahrung machen und ihre bangen Ahnungen Bestätigung finden.

Nahezu die Hälfte des Waldweges hatte sie zurückgelegt, nur noch eine kurze Wegstrecke, dann lag das finstere, unheimliche Waldesdickicht hinter ihr und die lichten Wiesengründe mit dem jungen Unterholz wurden sichtbar. Schon glaubte sie sich

in guter Sicherheit, da wurde sie plötzlich von rückwärts überfallen. Starke, robuste Arme hielten sie wie mit eisernen Klam-mern umfaßt und bemächtigten sich alsdann ihres Armkorbes. „Her mit dem Zeug, alte Hexe, oder ich mache Dich kalt!“ sagte eine rauhe Stimme in gebieterischem Ton.

„Keinen Laut oder ich ziehe Dir die Kehle zu!“

Die alte Liese ließ den Korb fallen und setzte sich mit ihrem Stock kräftig zur Wehr. „Lieber mein Leben, als das anvertraute Gut,“ schrie sie laut auf. „Herr Gott im Himmel, schicke mir Hilfe, — — Hilfe!“

Ihre Stimme erstarb in einem gurgelnden Laut, denn eine starke Hand hielt ihr den Mund fest zugepreßt. Umsonst biß sie kräftig zu. Sie fühlte einen heftigen Stoß auf die Brust, einen wuchtigen Schlag gegen den Kopf, und dann schwand ihr die Besinnung.

(Schluß folgt.)



Am Hafen von Sorrent.

Sorrent, das vielbesuchte Seebad an der Südseite des Golfs von Neapel, war schon im Altertum ein Lieblingsaufenthalt der reichen Römer. Seine schöne Umgebung, sein mildes Klima übten große Anziehungskraft aus. Im Laufe der Jahre ist dieser Ort, der durch Torquato Tassos Tod und die Zuflucht, welche er vorher hier gefunden, berühmt geworden, in vielen Stücken rückwärts gegangen. Heut zählt Sorrent kaum achttausend Einwohner ist aber Sitz eines Bischofs. Immer noch von Fremden zahlreich besucht, bietet es zur Unterkunft stattliche Gasthöfe und Landhäuser. Wer in den Hafen von Sorrent einfährt, dem bietet sich nicht nur ein unbeschreiblich schönes Landschaftsbild dar, sondern ihn umschmeicheln, namentlich im Frühling, auch die berauschenden Düfte der blühenden Orangen-Wälder. Auf schroffen Felsen und anmutig angelehnt an der sanft ansteigenden Bergkette lugen die weißen Häuser aus den Orangen- und Limonen-Gärten hervor. Das silbergraue Laub der Oliven, die hohen Ulmen, die rotflammenden Granatblüten, die mit reifen Früchten behangene, breitblätterige Feige und die mächtigen Stachelblätter der Aloe bringen in das Bild eine anmutige Abwechslung und lassen dem Beschauer den ganzen Zauber und die ganze Glut des Südens empfinden. Die beiden tiefen Schluchten, die von den Bergen zum Meer hinabreichen und dort die Hafenbuchten bilden, sind eine Sehenswürdigkeit Sorrents. Sie sind überbrückt worden und bieten mit ihren dunklen Gesteinsmassen einen malerischen Anblick. Auch die eigenartigen Felsengrotten, die sich am hohen Ufer zwischen Sorrent und Meta hinziehen, sind sehenswert; sie sind zwar nicht so umfangreich und weisen nicht die prächtige Färbung auf, wie die blaue Grotte auf Capri, üben aber doch einen geheimnisvollen Zauber aus, wenn man in sie hineinfährt.

Zu unsern Bildern.

Paula Carlsen. Zum größten Bedauern der Freunde des Neuen Theaters verstarb im März d. J. in Berlin Paula Carlsen, eine der bekanntesten und beliebtesten Schauspielerinnen der deutschen Reichshauptstadt. Die Verewigte war ein Theaterkind und lernte früh mit den Eltern das Wanderleben herumziehender Schauspielertruppen kennen. In dieser Schule entwickelte sich aber auch ihre Vielseitigkeit und Wandlungsfähigkeit. Ende der sechziger Jahre kam Paula Carlsen an das Wallner-Theater und vermählte sich dann mit dem Kaufmann James Bielefeld. Seitdem war die Künstlerin an verschiedenen Berliner Bühnen, insbesondere auch am Deutschen Theater und zuletzt am Neuen Theater engagiert. In Posse und Lustspiel, wie auch im ernsten Drama, insbesondere in gedankenschweren Stücken Ibsens trat sie stets mit ehrenvollem Erfolg auf

Ernst und Scherz.

Ueber die chinesischen Frauen sind in Europa die irrigsten Anschauungen verbreitet. Man hält ihre Stellung im Hause für eine besonders gedrückte und unwürdige Das ist keineswegs der Fall. Die Frauen aus den unbemittelten Klassen des himmlischen Reiches müssen freilich schwer arbeiten, um ihre Schüssel Reis und Kohl zu verdienen, aber auch nicht schwerer als die Arbeiterinnen andrer Länder. Mann sowohl wie Frau dieses Standes rauchen in ihrer Freizeit ein Pfeifchen Tabak, aber dies scheint auch ihr einziger Luxus zu sein. Obgleich unter gewissen Umständen der Mann das Recht über den Tod und das Leben seiner Frau hat, so kommt es doch höchst selten vor, daß er sein Weib prügelt; andrerseits hat der Mann das Recht, seine „bessere Hälfte“ zu hundert Schlägen verurteilen zu lassen, falls sie sich untersteht, ihn züchtigen zu wollen. Ein solches Vergehen der Frau ist auch Grund der Scheidung. Es kann nicht bestritten werden, daß die ärmere Klasse der Frauen im allgemeinen gut von ihren Männern behandelt wird, und ferner ist es eine nicht allzu seltene Begebenheit, daß das weibliche Geschlecht im himmlischen Kaiserreich den Eheherrn so meisterhaft unter dem Pantoffel hält, wie dies oft genug in unserm lieben Vaterland der Fall ist. Besonderes Mitleid pflegt man bei uns der vornehmen Dame des Reiches der Mitte zuzuwenden. Man schildert sie als eine bloße Zierpflanze, als eine seelen- und neigungslose Maschine usw. Solche Ansicht ist jedoch vollständig irrtümlich. Eine jede von diesen mandeläugigen Schönheiten ist besonders geschickt in Stickereien. Chinesische Damen besuchen sich fast täglich, und an gewissen Festtagen kann man die Tempel und Straßen mit diesen „goldenen Lilien“ gefüllt sehen. Sie laden ihre Verwandten und Freundinnen zu kleinen Mittagessen ein und verstehen das Klatschen gerade so gut wie ihre Schwestern im fernen Westen. Ja, oft zankt sich die erste Frau mit der zweiten. Beide sind dann im stande, das Haus für den bedauernswerten Gemahl so ungemütlich zu machen, wie nur irgend eine ihrer temperamentvollen Schwestern des Abendlandes.

Originelle Schuldeintreibung. Herr Georg Ch . . . . ., Schneidermeister in der innern Stadt Wien, hatte durch volle zwei Jahre bei einem Praterwirt eine Forderung von 31 fl. ausständig, die er trotz wiederholter Mahnung nicht erlangen konnte. Des Mahnens und Wartens überdrüssig, schickte Herr Ch . . . . . an einem der letzten Abende seine sämtlichen Gesellen — acht Mann — in das Gasthaus seines Schuldners mit dem Auftrag, dort nach Herzenslust zu zechen, was auch wirklich geschah. Nebst einer Menge von Speisen wurden auch nicht weniger als 82 Krügel „Pils“ verschlungen. Der Wirt hatte eine unbändige Freude, an einem ganz gewöhnlichen und noch dazu regnerischen Tage, an dem sich keine Katze im Prater blicken ließ, ein so gutes Geschäft zu machen und rieb schmunzelnd sich die Hände, daß es seinen Gästen so ausnehmend gut schmecke. Als die Zeche gemacht war, präsentierte der Altgeselle unter feierlichem Ernst aller Beteiligten aus seiner Brieftasche — die saldierte Rechnung seines Meisters, und ehe der Wirt über diese unerwartete und jedenfalls originelle Schuldeintreibung sich recht fassen konnte, verließen die wackeren Ritter von der Nadel im Gänsemarsch das Lokal.

Original-Vexierbild.

(Gesetz vom 11./VI. 70.)

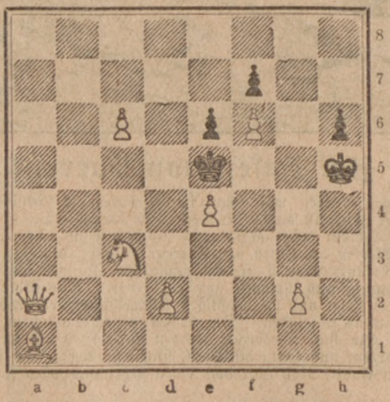


(Erklärung folgt in nächster Nummer.)

Schach-Aufgabe

von F. Dubbe, Rostock.

Schwarz.



Weiss. (9 + 4 = 13)

Weiß zieht und setzt in zwei Zügen matt.

(Auflösung folgt in nächster Nummer.)

Fürstliche Freigebigkeit. Als Bonifacius, Markgraf von Toskana, im Jahre 1038 seine Braut Beatrix einholte, war nicht nur sein Gefolge auf das prächtigste geschmückt, sondern selbst die Pferde trugen silberne Hufeisen, deren Nägel gleichfalls aus diesem edlen Metall gearbeitet waren. Das beste an der ganzen Sache aber war, daß alle Nägel, ja sogar alle Hufeisen, welche die Rosse auf der langen Reise verloren, dem glücklichen Finder gehörten. Bonifacius konnte diesen Luxus sich wohl erlauben, da er einer der reichsten Fürsten seiner Zeit war.

Trauriges Schicksal. Ein Wiener Aristokrat, dessen heimliche Vorliebe für allerlei Ausschweifungen bekannt ist, suchte einen Kutscher. Es wird ihm ein solcher empfohlen und er läßt ihn zu sich kommen, um ihm die Stelle anzubieten. „Na, gnä' Herr,“ sagt dieser, sich verlegen hinterm Ohr kratzend, „ich möcht' liaber net einsteh'n; auf dem Platz kunnt i so net lang bleib'n.“ — „Wieso?“ — „Ja, seg'n S', Euer Gnaden, der Franzl, Ihner früherer Kutscher hat mir's g'sagt: Die gnä' Frau möcht alleweil wissen, wo der gnä' Herr hinfahrt. Wann i's der gnä' Frau nacha saget, so schmeißet mi der gnä' Herr außi, und wann i's net saget, so schmeißet mi d' gnä' Frau außi. Da bleib i liaber glei selber heraußen.“

Uniformrock statt Kreide. Ein gemütlicher Gasthausbesucher saß einst bei seinem Glas Bier neben einem Eisenbahnkondukteur, welcher trotz einer außerordentlichen Hitze es sich nicht besonders bequem machte. „Warum machen Sie denn Ihren Rock nicht ganz auf?“ sagte endlich der Gemütliche zu dem Kondukteur, „bei der heutigen Hitze glaube ich wäre das eine Wohlthat.“ — „Das geht nicht, mein Lieber“, erwiderte der Kondukteur, „weil ich sonst nicht weiß wie viel ich getrunken habe; denn bei jedem Maß mache ich einen Knopf auf, und da wird's meist elf Uhr, ehe ich mir's ganz bequem machen kann.

Wenn jemandem eine Wunde verbunden wird, erneuert sich gleichsam sein Schmerz, doch nur um rascher zu heilen: also wirkt auch der Trost von jenen, die wir lieben.

Zweisilbige Scharade.

Wenn Du zu ihm gehst, so wünsch' ich
Dir den besten Appetit,
Nur genieße es auch weise,
Daß kein Schaden Dir geschieht,
An die erste Silbe hänge
Jetzt ein e, nun ist's ein Mann,
Den man bei dem ersten Worte
Nimmer gut entbehren kann.

Scherzrätsel.

Meine Frage ist nicht müßig:
Was ist steif, doch wasser-flüssig?

Füllrätsel.

*	om	*	Durch Hinzufügung der richtigen Anfangs-
*	de	*	und Endbuchstaben erhält man, von oben nach
*	ol	*	unten gelesen, aus den Anfangsbuchstaben das
*	mo	*	erste Wort: eine Weltstadt des Altertums — aus

den Endbuchstaben das letzte Wort, welches man auch durch Rückwärtslesen des ersten Wortes bilden kann.

(Auflösungen folgen in nächster Nummer.)

Auflösungen aus voriger Nummer:

der dreisilbigen Scharade: **Zankapfel**; des Buchstabenrätsels: **Einritt, Eintritt**; des Magischen Quadrats: **Kaub, Alle, Ulme, Beet.**

Verantwortlicher Redacteur **W. Herrmann**, Berlin-Steglitz.
Druck und Verlag von
Ihring & Fahrenholtz, Berlin S. 42, Prinzenstr. 86.